

BEGEGNUNG AM STARNBERGER SEE

Von Schalom Ben-Chorin
(Jerusalem/Palästina)

Der böse Sommer war ins Land gegangen, der Sommer des Unheilsjahres 1933. Verändert hatte sich das Antlitz der Stadt, in welcher ich geboren war: ich und meine liebe Mutter, in der der Vater und des Vaters und der Mutter Eltern begraben lagen, die Stadt, deren Glocken mir den Traum der Kindheit eingeläutet hatten. Feindlich standen sie nun gegen mich, die Heimatstadt und das ganze Land, dessen Sprache ich noch in den Träumen redete, dessen Winde mir durch das Haar geweht hatten, dessen Menschen mir vertraut waren in der innersten Kammer des Herzens. Freunde und Jugendgespielen schielten feige zur Seite, wenn ich ihnen in den fremd gewordenen Gassen begegnete, und die offenen Feinde blickten mir ins Gesicht, als wollten sie ausspeien vor dem verhaßten Blut. Und dann holten sie mich, und die Türe des Polizeigefängnisses schloß sich hinter mir - niemand sagte: warum und auf wie lange. Wilde Fäuste von Männern, die ein wahnwitziger Haß gegen meinesgleichen jagte, schlugen auf mich ein, als wollten sie das Ebenbild Gottes dort zerstören, wo sie es nicht wahr haben durften: im Menschen der geächteten Rasse.

Ich hatte es einem Freunde zu verdanken, einem Freunde, den wahrscheinlich auch der Zweite Weltkrieg umgebracht hat, daß ich nach wenigen Tagen das Gefängnis wieder verlassen durfte. Mit geschwollenen Fingern unterschrieb ich einen amtlichen Wisch, demgemäß ich in der Haft gut behandelt worden war. Damals gesellte sich zum Verbrechen noch die Heuchelei, die man später wie eine lästige Maske fallen ließ.

Es litt mich nicht mehr lange in der Stadt. Wieder und wieder kamen die Häscher in ihren schwarzen Uniformen in meine Wohnung, zerrten mich aus dem Bett, durchsuchten Schreibtisch und Spind des jungen Studenten, als verwarhte er die Aufmarschpläne der Revolution, schnüffelten in Büchern und Papieren herum und stellten planlose Verhöre mit mir an, die

Begegnung am Starnberger See

Schalom Ben-Chorin

bös an den Nerven zu zerren begannen. Ich erschrak, so oft es an der Haustüre klingelte, und wie im Selbstgespräch mußte ich vor mich hinsagen: "Jetzt holen sie dich wieder."

Man hatte mir den Reisepaß fortgenommen, so daß an eine Flucht ins Ausland nicht zu denken war - aber aus der Stadt konnte man fliehen, irgendwohin, wo es still war und die Hoffnung bestand, daß die Schwarzen nicht nach mir fragen würden. So fuhr ich an den Starnberger See und mietete mich bei braven Bauersleuten in Bernried auf ein paar Wochen unter falschem Namen ein: Norbert Franz. Man gab mir eine trauliche, niedere Stube direkt unter dem schiefen Schindeldach. Die Wände des Zimmers waren mit dunkelgetöntem Holz verkleidet, das ein Sims säumte, auf dem größte grüne Äpfel für den Winter aufgereiht lagen. Der starke, herbe Duft dieser Früchte erfüllte meine Kammer. Und noch heute - unter dem fernen Himmel der heiligen Stadt Jerusalem, in der ich längst heimisch geworden bin, wie es meine Urväter, vor Zeiten waren - sehe ich die Bauernstube von Bernried vor mir, wenn ich den Geruch nicht ganz ausgereifter, ein wenig saurer Äpfel einziehe. Ein mächtiges Bett mit schweren, rotkariert bezogenen Federkissen stand in der Ecke, und am Fenster hatte ich einen etwas wackeligen rohen Tisch, auf dem das Buch lag, das mich auf meiner traurigen Sommerreise begleitete. Es war dies der schöne Roman von Ernst Wiechert: "Die Magd des Jürgen Dorskocil". Rein klang mir in diesem Buche die Muttersprache, die jetzt so elend mißhandelt wurde von den schlechtesten Stilisten, die sich zu Wort-Führern aufgeworfen hatten, ohne jemals auch nur einen Hauch von der Heiligkeit und Kraft des Wortes verspürt zu haben. Hier aber schrieb ein Dichter noch oder wieder deutsch, und im Hintergrund seiner Sprache standen Sätze und Verse von Goethe und Hölderlin, von Mörike und Matthias Claudius: - die reiche Fülle dessen, was wir Deutschland genannt hatten. Das Rauschen der ostpreußischen Wälder aus Wiecherts engerer Heimat vermischte sich mit dem Rauschen der Bäume unter meinem Fenster, von dem ich über die stets wechselnde Fläche des Starnberger Sees blicken konnte, an dessen jenseitigem Ufer der Dichter selbst in dem Dörfchen Ambach wohnte. Ich hatte das gütig-ernste Gesicht des Mannes gesehen, um dessen schmallippigen Mund ein feiner Zug gemischt aus Ironie und Leiden lag; und ich hatte seine Rede an die Jugend gehört im Auditorium Maximum der Universität, die nun auch bald den "nichtarischen" Schü-

lern ihr akademisches Bürgerrecht aufsagte. Scheu und verstohlen, wie einer, der nur mehr als Zaungast der Wissenschaften geduldet wird, saß ich in einer hintersten Reihe des großen Saales und hörte die Stimme Ernst Wiecherts, eine sehr einsame Stimme inmitten dieser Zeit, die sich aufs Brüllen verstand wie kaum je eine andere. Die Männer der Macht hätten den Dichter gern auf ihren Schild gehoben, er aber redete ihnen nicht zum Munde - sondern zum Herzen redete er, zu den jungen törichten Herzen, die er zurückrufen wollte von heilloser Verwirrung, und zu den zertretenen Herzen allenthalben im Lande, zu denen sonst keiner mehr öffentlich zu sprechen wagte. Wiechert hat später selbst in seinem Buch vom "Totenwald" davon erzählt, wie die Mächtigen auf sein Wort reagierten, aber es hatte noch manche Weile, bis man diesen halb humoristischen Jeremias in die Zisterne warf, um sein leidig gewordenes Wort besser überhören zu können. Jetzt log ihn die Presse noch um zum Dichter des "Neuen Deutschland". In zahllosen Artikeln schmeichelten ihm die kleinen Fürsten dieser entarteten Welt, daß er ihnen zu willen sein, sollte.

Und dennoch hörte das feine Ohr der Geschlagenen, daß diese Stimme nicht, lügen würde, einfach weil sie nicht lügen konnte. - Das gab mir den Mut, dem Dichter zu schreiben und ihm meinen Besuch anzukündigen. Er ließ mich wissen, daß er nachmittags im allgemeinen frei sei und Besuche empfangen könne. Ich nahm mir ein Ruderboot und fuhr langsam an einem heißen, wolkenlosen Sommertag, etwa um die vierte Stunde des Nachmittags von Bernried hinüber nach Ambach. Wir begegneten einander im - Wasser. Etwa fünfzig Meter vom Ufer entfernt sah ich Wiechert aus den Wellen auftauchen, sonngebräunt und triefend, dem Badevergnügen hingegeben. Unter diesen Umständen mußte es bestimmt lächerlich wirken, daß ich in meinem Kahn zeremoniös aufstand (wobei ich halb das Gleichgewicht verlor) und mich verbeugend sagte: "Habe ich die Ehre mit Herrn Wiechert?" - "Der selbe bin ich" sagte der Schwimmer und reichte mir die nasse Hand ins Boot. Ich stellte mich vor, und der Dichter schwamm mit ein paar kräftigen Stößen neben meinem Kahn her zum Ufer zurück. Wir ließen uns im Garten seines Hauses nieder, wo er ein Fernrohr aufgestellt hatte, und es gelang Wiechert sofort, die Fremdheit und Scheu des Zwanzigjährigen zu zerstreuen; er sprach wie mit einem Gleichaltrigen und Längstbekannten. Von seinen Büchern kamen wir auf zeitgenössische Romane zu sprechen. Ich

Begegnung am Starnberger See

Schalom Ben-Chorin

erwähnte Thomas Mann und Kolbenheyer, der ihm aber ganz fremd und ungenießbar war. Hingegen rühmte er freimütig den streng geächteten Jakob Wassermann. Auch das war in diesen Zeitläuften ein Bekenntnis (einem fremden Menschen gegenüber!), zu dem Mut gehörte, diese besondere und seltenste Art von Mut, für die es nur das Fremdwort: "Civilcourage" gibt.

Nach einer Stunde aufgeschlossenen Gesprächs, in dem von Menschen und Büchern und der nie durch Routine behebaren Mühe des Dichters, der immer wieder ganz von vorne anfangen muß, die Rede war, schieden wir, und ich ruderte, fröhlicher, als ich gekommen, zurück nach Bernried. Ich hatte einen Menschen in der Wüste gefunden, einen Menschen, in dem das Deutschland lebte, an das ich geglaubt hatte. Wiechert gestattete mir, dem Anfänger, ihm etwas von meinen Versen zu schicken, und ich sandte ihm ein kleines lyrisches Drama, "Der Tod des Casanova", das sicher noch allzusehr unter dem Einfluß Hugo von Hofmannsthals stand, den ich damals von allen Dichtern wohl am höchsten verehrte und liebte. Wie glücklich war ich, schon wenige Tage später einen Brief Wiecherts vorzufinden, den ich treu bewahrt habe. Er schrieb:

"Sehr geehrter Herr Franz,

ich habe gelesen und bin über Erwarten erfreut von dieser Probe. Ich finde es in Sprache, Zartheit der Anlage und Durchführung, Innerlichkeit und "poetischer Substanz" nicht vollkommen, aber schön und für die Zukunft vieles verheißend. Möchten Sie etwas Mut aus dieser Beurteilung gewinnen!

Mit allen guten Wünschen Ihr

Ernst Wiechert."

Ich gewann wirklich Mut aus diesen Zeilen des Dichters, denn es war schwer in diesen Tagen noch die Kraft zur Arbeit am Wort aufzubringen, über uns allen standen die Verse des tragischen Ernst Lissauer:

"Du, der die Sprache seiner Feinde spricht,
Mit jeder Zeile hältst du dir Gericht."

Zwei Jahre später konnte ich endlich, wieder im Besitze eines Reisepasses, das Land verlassen, und über die Schweiz und Italien kehrte ich heim ins Heilige Land, die Ur-Heimat meines Volkes, wo mir langsam die Bibelsprache als etwas Eigenes zuwuchs. Aber die Nabelschnur, die mich mit dem Land der Geburt verband, war nicht abgeschnitten. (Wird sie es jemals sein? Können sich Träume lösen von Kindheit und Wiegenklang, von den Bergen und Seen des ersten Erwachens der Seele und von den Straßen und Türmen der Stadt, in der wir an der Hand der Mutter das Gehen lernten?) Nicht umsehen sollten wir, wie Lots Weib, und dennoch bangte man in heimlichen Stunden um das, was man einst geliebt. Das uralte Volk hat ja ein beispielloses Gedächtnis: es bewahrt alles, was ihm widerfahren, Liebes und Leides, in seinem Sinn. Noch heute sprechen die spanischen Juden (die man 1492 vertrieben hat!) das Alt-Kastilisch ihrer Raben-Heimat, die osteuropäischen Juden haben überallhin das Mittelhochdeutsche in seiner jiddischen Form getragen, und an den Feiertagen kann man in den Winkelgassen der Jerusalemer Altstadt würdige Männer sehen in der Patriziertracht des deutschen Mittelalters, die Fuchs-Pelzmütze auf dem bärtigen Haupt, unpassend genug unter der glühenden Sonne des Orients. Und wir hätten in ein paar Jahren vergessen sollen? Wir dachten an Deutschland in der Nacht und waren um den Schlaf gebracht. Aus der Emigration drang die tapfere Stimme Thomas Manns zu uns, die Stimme der Humanität und, Demokratie und manche andere gute Stimme, hell, brüderlich und voll Zukunft. Aber in Deutschland selbst? - Wohl hörten wir vom Kampfe Niemöllers, aber wir wußten, daß sich diese Stimme erst erhob, als der "Raum der Kirche" ange-tastet wurde. Auch diese Stimme war gut und tapfer, und doch redete sie nicht zu uns. Dann aber, inmitten dieses furchtbaren Schweigens, drang die Stimme Ernst Wiecherts wieder zu uns, und wir horchten auf. Die Moskauer Zeitschrift, "Das Wort" veröffentlichte im Mai 1935 Ernst Wiecherts Ansprache an die Münchener Studenten. Aus dem Stenogramm eines Hörers war sie wiedergegeben. Die Rede ist heute wohl bekannt genug, um nicht in ihrem Inhalt hier skizziert werden zu müssen. Für uns war sie viel, sehr viel: die Stimme der Menschlichkeit und des Gewissens, die Stimme des unabhängigen Geistes und der Unerschrockenheit, mitten im Hexentanz der Lüge und Brutalität, der Selbstbespiegelung und wüstesten Hetze.

Begegnung am Starnberger See

Schalom Ben-Chorin

Von da ab sahen wir durch die grausig entstellten Züge Deutschlands hindurch - das Antlitz Ernst Wiecherts, und wir dachten wie Abraham an die Zehn Gerechten, die es zu Sodom geben möge.

Wieder wurde es still um Wiechert. Das Ausland vernahm nur wenig von ihm, bis das "Tausendjährige Reich" des Antikreuzes zusammenbrach. Dann aber, aus den Trümmern heraus, war es wieder die liebe, vertraute und verehrte Stimme Ernst Wiecherts, die wir hörten und hören wollten: sein "Totenwald" kam zu uns und seine "Totenmesse", die "Treuen Begleiter" und das schönste Gedicht dieser grauvollen Jahre: "Am Abend zu beten". Hier und dort, am vielen Orten in Palästina, habe ich dieses Gedicht vor auf-lauschenden Menschen vorgelesen; in Jerusalem und Tel-Aviv, in Dörfern wie Chedera und Herzlia: unter einem dem Gedicht fremdem Himmel vor Menschen, die das Bitterste erlitten hatten von eben dem Volke, zu dem das Gedicht redet. Und doch - die Sprache des Menschen trifft den Menschen, wo immer und wer immer er ist.

Es bleibt wahr, das Dichterwort: "Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt / Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide." Und indem der echte Dichter sagt, was er leidet, sagt er zugleich, was wir alle leiden und litten, wir, das über alle Grenzen des Woher und Wohin im Leiden geeinte Volk der Menschheit.